

Sigbert E. Kluwe

Das ist doch deine Geschichte

**Psychotherapien mit Kindern
und Jugendlichen**

**mit einem Vorwort von
Horst Petri**



Dies ist ein Text aus der Online- Bibliothek des ZENIT Verlags

Die Verwendung der Daten bzw. Texte aus der Online-Bibliothek des ZENIT Verlags ist ausschließlich zum privaten Gebrauch gestattet. Die Daten bzw. Texte dürfen nur unverändert weitergegeben bzw. verwendet werden; die Hinweise auf ihre Herkunft und auf das Copyright dürfen nicht entfernt werden. Sie dürfen in keiner Form, auch nicht in Teilen, öffentlich dargeboten oder verbreitet werden.

Alle Rechte bleiben beim Verlag bzw. beim Urheber.

Eine Verwendung durch Firmen, Vereine oder Organisationen ist unter keinen Umständen gestattet!

Dies gilt auch dann, wenn es sich um gemeinnützige Vereine oder caritative Organisationen handelt; es gilt auch dann, wenn die Weitergabe unentgeltlich erfolgt.

www.zenit-verlag.de

Der Autor

Sigbert E. Kluwe: geboren 1941 in der Mark Brandenburg. Schulbesuch in Westfalen. Ausbildung zum TV-Kameramann. Arbeit beim ZDF. Studium und Promotion in München. Hörfunk- und Buchautor. Lebt mit seiner Familie in München. Schreibt vorwiegend für Kinder und Jugendliche. Veröffentlichungen in diesem Bereich: Reise nach Jerusalem (1987), Glücksvogel (1990; „Preis der Leseratten“), Der Narr-König (1992; „Buch des Monats“), Milan und Rea (1995), Die Baumhaus-Detektive (1999), Der Berg. Ein Bilderbuch (2000).

Inhalt

Vorbemerkung und Danksagung	6
Vorwort von Horst Petri	8
I. Das ist doch deine Geschichte	11
Alexandra, 10 Jahre: Adoption	
II. Der Fuchs frisst Gemüse	21
Michael, 4 1/2 Jahre: Geschwister	
III. Beim Baum ist das wie bei den Menschen – die Wurzeln sind die Füße, damit steht der Baum auf der Erde	42
Andreas, 5 Jahre: Heldentum	
IV. Immer lieb sein macht ärgerlich	58
Milena, 6 Jahre: Haut und Atem	
V. Ich habe die weiße Tür gesehen, und alles wurde schwarz	75
Klaus, 13 Jahre: Trennung	
VI. Ich mag meinen Freund, und der ist ein Stück von mir	94
Nora, 16 Jahre: Abtreibung	
VII. Ich bin eigentlich drei Personen	114
Daniel, 15 Jahre: Identität	
VIII. Mich selber hat es gar nicht gegeben. Nur die anderen	127
Tanja, 7 / 17 Jahre: Tod	
IX. Ja, ich habe Grund zur Traurigkeit	142
Lukas, 9 1/2 / 17 Jahre: Vatersuche	

Vorbemerkung und Danksagung

Warum machen Kinder und Jugendliche eine analytische Psychotherapie?

Welche Schwierigkeiten oder Probleme haben diese Kinder und Jugendlichen?

Was geschieht in solchen Therapien?

Um Antworten auf diese und ähnliche Fragen zu erhalten, bin ich in psychotherapeutische Praxen für Kinder und Jugendliche gegangen und habe mir von einzelnen Therapien erzählen lassen, die für dieses Projekt von Interesse schienen. Alle Therapien wurden von Krankenkassen finanziert.

Meine Arbeit als Autor habe ich darin gesehen, die aufgezeichneten Gespräche sinnvoll zusammenzufassen und ihnen eine geeignete Form und einheitliche Sprache zu geben. Die einzelnen Berichte wurden anonymisiert und die Namen geändert.

Mein besonderes Interesse galt den *Therapiegeschichten* der Kinder und Jugendlichen, ihren in den Psychotherapien erarbeiteten Lebensgeschichten.

Um einen möglichst authentischen Eindruck zu vermitteln, habe ich die Ich-Form der berichtenden Psychotherapeutinnen und des Psychotherapeuten beibehalten.

Meine Absicht war es nicht, ein Fachbuch zu schreiben, sondern mit der Art der Darstellung ein breiteres Publikum ansprechen zu können. Fachbegriffe wurden nur verwendet, soweit sie für das Verständnis der therapeutischen Arbeit wichtig waren. Zum Beispiel der Begriff der *Gegenübertragung* im ersten Kapitel.

Für das Zustandekommen dieses Buches gilt an erster Stelle mein Dank den Kindern / Jugendlichen und den Eltern

für ihre Zustimmung, die Therapiebeschreibungen veröffentlichen zu dürfen.

Des weiteren bin ich den Therapeutinnen und dem Therapeuten zu Dank verpflichtet, die so bereitwillig Auskunft gaben und ohne deren Mitarbeit das Buch nicht zustande gekommen wäre.

Namentlich geht dieser Dank an:

Anton Albrecht, Miebet de Brauw, Almut Cleff, Frigga Kuske, Maria Macek-Schmidt, Angela Münch-Loy, Christine Singer, Elisabeth O. Theisen und Sibylle Trumpp von Eicken.

Ganz besonders danke ich Horst Petri für sein Vorwort.

S. E. Kluwe

I. Das ist doch deine Geschichte

Alexandra, 10 Jahre: Adoption

Alexandra war ein Adoptivkind.

Ihre leibliche Mutter, eine Ausländerin, lebte seit einigen Jahren in Deutschland. Sie hatte eine kurze Beziehung zu einem Asiaten und wurde von ihm schwanger. Als sie das Baby nach der Geburt das erste Mal sah und die asiatischen Züge feststellte, entschloss sie sich sofort, es zur Adoption freizugeben. Adoptiveltern wurden gesucht und schnell gefunden. Wenige Tage nach der Geburt kam das Kind zu den neuen Eltern.

*

Die Adoptiveltern hatten sich um eine Therapie für Alexandra bemüht, weil sie in der Schule – entgegen ihrer Intelligenz – schlechte Leistungen erbrachte.

Ihr Selbstbewusstsein war schwach entwickelt, sie traute sich wenig zu. Sie hatte kaum Freundinnen. Allein unterwegs zu sein, machte ihr große Angst. Die Mutter musste sie überall hinfahren, auch in die Therapie. Wenn die Mutter nach dem Ende der Stunden nicht gleich vor dem Haus stand, geriet Alexandra in Panik und fürchtete, es sei etwas Schlimmes geschehen.

Alexandra war bei Therapiebeginn zehn Jahre alt.

Sie war normal groß für ihr Alter und sehr ordentlich gekleidet. Auffällig an ihr waren ihre pechschwarzen Haare und die Brille mit den dicken Gläsern. Sie wirkte unauffällig, äußerst schüchtern und ängstlich. Ihre Bewegungen waren linkisch und unsicher. Ihre Stimme war leise, und auf

Fragen antwortete sie anfangs fast nicht. Sie war jedoch bemüht, freundlich und brav zu sein.

Ich hatte den Impuls, ihr helfen zu müssen, damit sie ihre Schüchternheit verlöre.

Ich kann mich nicht mehr erinnern, wie ich sie kennen gelernt habe, ob ich ein erstes Gespräch mit der Familie hatte oder nur mit den Eltern und dann mit ihr. Bei anderen Therapiekindern kann ich mich meistens erinnern, auch nach Jahren noch. Mein *Nicht-erinnern-Können* ist ein deutlicher Hinweis auf Alexandras Erscheinungsbild zu Beginn der Therapie.

Erinnern kann ich mich aber an den Moment, als sie sich in der ersten Stunde ganz brav an den Tisch in meinem Spielzimmer setzte, und ich ihr sagte, sie könne sich aussuchen, was sie machen wolle. Ihre Antwort kam leise: sie wolle malen.

Papier und Stifte liegen für jeden leicht erreichbar im Spielzimmer im Regal, aber ich brachte ihr die Sachen, weil ich merkte, dass sie zu verschüchtert war, sich zu bedienen. Die Anspannung wäre vermutlich für sie – und für mich – zu groß geworden, hätte sie sich die Malutensilien selbst holen müssen.

Sie zögerte und bedauerte dann, dass Gabi nicht da sei, ihre Banknachbarin in der Klasse. Gabi wisse nämlich immer, was sie malen wolle.

Ich griff ihren Gedanken auf und sagte, ohne Gabi müsse sie nun selber überlegen, was sie machen wolle.

Da saß sie nun vor ihrem leeren Blatt und musste sich irgendwie entscheiden – ein starker Moment gleich zu Beginn der Therapie.

Sie entschied sich überraschend schnell und malte ein hohes Gebirge, über das ein Glücksdrache flog – der Glücks-

drache aus Michael Endes *Unendliche Geschichte*. Am Fuß des Gebirges war ein kleines Dorf. Soweit dieses erste Bild.

In den folgenden Therapiestunden setzte sie sich immer an den Tisch, um zu malen; Papier und Stifte holte sie sich bald selbst. Ein Bild, das sie malte, erschien mir besonders wichtig: Es stellte eine südlich anmutende Szene mit einem Elefanten dar, der aus einem Teich viel Wasser trinkt und dann eine Fontäne in die Gegend spritzt.

Ich fragte Alexandra, ob sie etwas zu dem Bild erzählen wolle, aber sie äußerte sich kaum. Zwischen uns breitete sich Sprachlosigkeit aus. Sie malte, und ich saß daneben und schaute zu.

Da es mich beschäftigte, wie sie mich empfand, ob als aufmerksam oder kontrollierend, holte ich mir in einer Stunde – vielleicht in der 6. oder 7. Therapiestunde – ein Stück Knetmasse und begann eine Kugel zu formen.

Sie schaute sehr neugierig und fragte: *Was machst du da?*

Ich wusste noch nicht, was ich mit der runden Form vorhatte, und sie fragte: *Wird das eine Schildkröte?*

An eine Schildkröte hatte ich bei der Kugel überhaupt nicht gedacht. Ich griff Alexandras Einfall aber auf und sagte: *Ach ja! Das könnte sein.*

Ich formte dann eine Schildkröte aus der Kugel.

Sie holte sich auch Knetmasse und machte eine viel schönere Schildkröte. Meine war unscheinbar, unauffällig, Körper, Beine und Kopf einfach braun. Der Körper ihrer Schildkröte war auch aus brauner Masse, aber sie legte ihm ein schönes Kleid – einen Panzer – an, aus verschiedenfarbigen Knetstreifen. Ein Sonntagskleid, wie sie es nannte.–

Von da an waren die Schildkröten das Thema der Therapie. Alexandra formte noch eine zweite Schildkröte für sich. Nun waren es drei. Zwei Schildkröten-Mädchen bei ihr und ein Schildkröten-Mädchen bei mir. So legte sie es fest.

Mit diesen drei Schildkröten begann ein Spiel, ein konstantes Rollenspiel, das sie inszenierte und von Stunde zu Stunde weiter entwickelte.

Jede Stunde wurde eröffnet mit Alexandras Worten: *Wieder mit den Schildkröten spielen.*

Über den Therapiezeitraum von zweieinhalb Jahren spielten wir die Lebensgeschichte von drei Schildkröten. Das mag für Außenstehende langweilig erscheinen, war es jedoch nie.

Die drei Schildkröten-Mädchen wohnten nicht bei ihren Eltern. Alexandras zwei waren Königstöchter, und meines war aus dem Volk. Wir waren also keine Geschwister.

*

Alexandra entdeckte die Schuhkartons bei mir. Jedem Kind stelle ich in der ersten Stunde einen Schuhkarton bereit, in dem es seine in der Therapie fabrizierten Sachen aufheben kann. Alexandras Schuhkarton wurde zur Wohnung der Königstöchter. Meine Schildkröte sollte eine eigene Wohnung bekommen, folglich benötigten wir einen zweiten Schuhkarton.

Wir hatten nun Stunden damit zu tun, diese Schildkrötenhäuser einzurichten. Türen und Fenster wurden hereingeschnitten, die Fenster mit Vorhängen versehen und Bilder für die Wände gemalt. Kleine Schachteln stellten Betten dar und Tische. Manchmal im Spiel fragte ich – als Schildkröte – ihre Schildkröten: *Wisst ihr eigentlich, was mit meinen Eltern ist?*

Dann sagte sie: *Ach, die haben keine Zeit für dich!*

Ich fragte: *Was ist denn mit euren Eltern?*

Sie sagte: *Die wohnen im Schloss. Die besuchen mich manchmal.*

Es war klar, wir Schildkröten-Mädchen – meines aus dem

Volk und ihre Prinzessinnen – waren von den Eltern verlassene Kinder. Wir hatten ein gleiches Schicksal.

Natürlich habe ich im Spiel als Therapeutin manchmal gedacht: Was ist bloß mit den Schildkröten-Eltern? Warum kommen die uns nicht besuchen?

Und dann habe ich als Schildkröten-Mädchen gefragt: *Warum kommen deine Königseltern nicht? Und warum besuchen mich meine nicht?*

Sie dachte sich dann einen Besuch ihrer Schildkröten-Eltern aus. Ein Kuchen wurde gebacken, die Eltern kamen und sie schwiegen miteinander. Alexandra blieb aber dabei, dass die Eltern meiner Schildkröte nicht kämen.

So haben wir weitergespielt. Ich bekam Alexandras Gefühle zu spüren, ihre Verlassenheitsgefühle als Adoptivkind. Ich war dann selbst dieses kleine, verlassene Schildkröten-Mädchen. Eine solche Gefühls-Übertragung ist ein wichtiges Werkzeug in der therapeutischen Beziehung. Wir nennen sie *Gegenübertragung*.

In der Gegenübertragung bin ich als Therapeutin gleichsam ein lebendiger Spiegel der unbewussten Gefühle meines Gegenüber. Genauer gesagt, ein Spiegel, der Gefühle aufnimmt, sie verarbeitet und wiedergibt, in der Deutung oder im Rollenspiel oder beidem.

Es war manchmal frappierend, wie traurig und verzweifelt ich in diesen Stunden wurde. In einer Stunde überfiel mich eine so tiefe Traurigkeit, dass es mir schwerfiel, nicht loszuweinen. Hin und wieder wurde ich auch wütend und sagte es im Rollenspiel. Diese Gefühle von Trauer, Verzweiflung und Wut waren an ihr nicht sichtbar. Alexandra saß nicht da und weinte. Im Gegenteil, ihre Schildkröten-Mädchen hatten offensichtlich ein herrliches Leben und viel Spaß. Sie waren damit beschäftigt, Kleider zu basteln, Essen einzukaufen, Lasagne zuzubereiten, Marmelade zu kochen,

Semmeln zu backen – alles aus Knetmasse. Sie waren weiter damit beschäftigt, ihr Haus einzurichten, ihre Häuser. Denn bald gab es schon vier Schuhkartons als eingerichtete Schildkrötenhäuser. Die Häuser wurden immer größer. Und irgendwann in einer Stunde kam die Idee auf, ein Zelt zu bauen. Mit drei Betten, also auch eins für mich. Trotzdem waren wir Drei keine Einheit. Mein Schildkröten-Mädchen blieb separat, am Rande, letztlich ausgeschlossen. Deshalb war ich immer mal wieder wütend, traurig und verzweifelt. Ich spürte dieses Ausgeschlossen-Sein so sehr. *Ihr Ausgeschlossen-Sein.*

Das ist der Kern ihrer Lebensgeschichte: *Gleich nach ihrer Geburt ausgeschlossen, weggegeben worden zu sein! Weil sie so aussah, wie sie aussah!*

Um diesen Kern ging es in der Therapie. Mein Schildkröten-Mädchen bekam das Ausgeschlossen-Sein zu spüren. Und dadurch, dass mein Schildkröten-Mädchen den Schmerz und die Verzweiflung über das Ausgeschlossen-Sein überlebte und ausdrückte, konnte Alexandra diese Gefühle langsam, langsam in sich aufnehmen.

Museum

Die Phase der auch äußerlich wahrnehmbaren Veränderung begann damit, dass die drei Schildkröten eines Tages beschlossen, ins Museum zu gehen.

In dem Museum gab es Papier, Fingerfarben, Filzstifte, Buntstifte und noch vieles mehr. Wir Schildkröten besuchten das Museum, um selber zu malen, nicht um uns Bilder von Künstlern anzuschauen.

Wir hockten nun auf dem Fußboden, hatten viel Platz und malten.

Alexandra malte einen Bauernhof und erklärte den Schild-

kröten, wie der aussehe, wo das Wohnhaus stehe, in welchen Ställen die verschiedenen Tiere untergebracht seien usw. Alexandra erzählte selbst und nicht als Schildkröten-Mädchen. Sie erzählte von dem Bauernhof, auf dem sie und ihre Familie Urlaub gemacht hatten. Damit kam zum ersten Mal ihre Lebensrealität in die Therapie: ein konkreter Bauernhof.

Ich überlegte, was ich malen sollte, und fing an, ein Menschenbaby zu zeichnen. Mit einem rosa Filzstift. Als ich das Bild ansah, war ich erschrocken und dachte, ich müsste es sofort zerreißen; ein solches Baby könnte ich Alexandra nicht zumuten: so schrecklich dünn und unsäglich armseelig, so einsam und verloren.

Ich zerriss das Bild nicht, sondern schrieb *Versuch 1* darunter. Dann malte ich ein zweites Baby, das zwar etwas ansprechender ausschaute, aber immer noch diese Einsamkeit ausstrahlte. Das war *Versuch 2*.

Alexandra sah sich meine Baby-Bilder an und malte dann einen Mann und eine Frau. Sie sagte, die beiden seien in einem Park und gingen spazieren. Mit dieser Mitteilung schloss diese Stunde.

In der nächsten Stunde waren wir wieder im Museum und malten. Ich dachte, mein einsames Baby bedürfe dringend einer Ergänzung; also malte ich ein weiteres Bild, einen Mann und eine Frau, die an einer Wiege stehen. Alexandra war mit ihrem Bild beschäftigt und schien nicht auf mich zu achten. Aber plötzlich zeigte sie auf meine beiden Baby-Bilder und das Wiegen-Bild und sagte zu mir – offenbar war ich wieder die Schildkröte:

Das ist doch deine Geschichte. Erst warst du ganz allein, dann sind Eltern gekommen.

Dies war ein erregender Moment für mich. Sie hatte mir einen klaren Hinweis über *ihr* Leben gegeben.

Ich malte weiter: wie das Baby aus der Wiege aufsteht, krabbeln und laufen lernt – immer mit den Eltern in der Nähe. Mit jedem Bild ein Schritt in der Entwicklung weiter, bis ein Mädchen wie Alexandra entstanden war.

Ich nummerierte die Bilder: erstes Babybild – 1, zweites Babybild – 2, Wiegenbild – 3 ... Dabei unterbrach sie mich und sagte: *Das stimmt aber nicht. Das erste Bild ist das Liebespaar.*

Mit dem Liebespaar meinte sie den Mann und die Frau, die im Park spazieren gehen. Das Bild, das sie in der Stunde zuvor gemalt hatte.

Wir strichen die Nummern durch und nummerierten neu: das Liebespaar bekam die Nummer 1.

Ihr Eingreifen beeindruckte mich sehr. Sie verbesserte die Abfolge meiner Bilder, stellte sie richtig. Denn vor jedem Baby gibt es ein Liebespaar. Das hatte sie gezeichnet und damit gezeigt, dass sie Bescheid wusste über *ihre Geschichte*: das Liebespaar; das verlassene Baby, die neuen Eltern an der Wiege, das Größerwerden.

Mir war klar, dass sie den Zusammenhang begriffen hatte, indem sie meiner Schildkröte die Geschichte zuschrieb; meiner Schildkröte deshalb, weil es für sie auf diese Weise leichter auszudrücken war.

Den Satz *Das ist meine eigene Geschichte* sagte sie während der ganzen Therapie nie. Aber mit der bildlichen Nachstellung ihrer eigenen Lebensgeschichte war klar, dass sie begriffen hatte.

Die Schildkröte als Symbol

Die Schildkröte als Spielfigur war wirklich treffend gewählt und bestätigt einmal mehr, dass Kinder ihr Problem – wenn auch sprachlich nicht immer oder selten – im Spiel *benennen* können. Es kommt nur darauf an, es richtig zu verstehen und zu deuten.

Im Bild der Schildkröte symbolisierte sich Schutz – das geschützte Innere hinter dem Panzer – und Zeit – das gemächliche Voranschreiten.

Es zeigte sich, dass Alexandra Schutz und Zeit brauchte und sich beides nahm. Im Spiel mit den Schildkröten.

Eine Auswirkung der Therapie war in ihrer äußeren Lebensrealität in der ersten Zeit kaum zu bemerken. Das erfuhr ich von den Eltern. Und ob die Therapie erfolgreich sein könnte, war noch nicht abzusehen.

Die Schildkröte im Museum

Mit dem Museum schaffte sich Alexandra einen sicheren Außenraum.

Im Museum kann man etwas ausstellen, etwas von sich herzeigen. Hier kann etwas *Inneres öffentlich* werden, für andere sichtbar. Es bleibt nicht länger verschlossen. Alexandra begann sich zu öffnen, wagte sich vor ein Publikum: Schaut her! Hier bin ich! Und das ist meine Geschichte!

Als Alexandra die Therapie begann, waren ihre schulischen Leistungen nicht gut. Sie konnte dem Unterricht zwar folgen, verstand, was gelehrt wurde, konnte aber nach außen nicht zeigen, dass sie es verstanden hatte. Zwischen der Aufnahme des Wissensstoffes und seiner Wiedergabe lag eine Störung.

Im Museumsspiel wurde dann deutlich, was Alexandra bewegte.

Sie konnte vermitteln, was sie in der Schule erlebte, und konnte von alltäglichen Situationen aus ihrem *Außenraum* berichten. Wir malten Szenen, die Alexandra von der Schule oder vom Heimweg erinnerte. Immer war es *meine* Schildkröte, die in angstmachende Situationen geriet, zu der Alexandra sich Lösungsmöglichkeiten ausdachte, die sie mich malen ließ. Zum Beispiel wurde meine Schildkröte von Mitschülerinnen geärgert, und Alexandra riet mir, wie jene sich wehren könne.

Einmal ging Alexandra mit ihrer Schulklasse ins Theater, schrieb einen Aufsatz darüber und brachte ihn mit. In dem Theaterstück ging es um ein Mädchen, das in einer Höhle eingeschlossen war und von einer Frau dort festgehalten wurde.

Das Mädchen konnte sich nicht befreien.

Während ich ein Bild von dem Mädchen im Gefängnis malte, schrieb Alexandra eine Zusammenfassung des Theaterstücks. Die Situation als Gefangene war eine passende Metapher für den Therapieabschnitt *Museum*; in dem es für Alexandra darum ging, sich zu befreien.

Im Museum wurde ihre Lebensgeschichte nach außen verlagert, in Bildern *sichtbar*. Ihr Liebespaar-Bild signalisierte, dass sie positive Gefühle mit ihrem Ursprung verband.

Ihr Satz: *Das ist doch deine Geschichte!* steht gleichsam als Titel unter den Bildern ihrer Lebensgeschichte.

Es ist ein treffendes Bild, das sich Alexandra mit dem *Museum* schaffte. Ein Ort, in dem es im allgemeinen ruhig zugeht; in dem man sich öffnen kann für die ausgestellten Bilder, sie auf sich wirken lassen kann, in dem man sich besinnen kann. Ein geschützter Ort.

Auch die therapeutische Praxis ist ein geschützter Ort, in dem Zeit ist, nachzudenken und sich zu öffnen. Mit Hilfe der therapeutischen Begleitung.

Als Alexandra in der Therapie das *Museum* für sich entdeckte und nutzte, veränderte sich auch ihre äußere Realität, wie ich von den Eltern erfuhr. Sie ging nun gern in die Schule und schrieb bessere Noten. Sie bekam eine neue Lehrerin und mochte sie. Sie konnte besser *äußern* und deutlich machen, was sie verstanden und noch nicht verstanden hatte. Lernen beruht auch auf dieser Fähigkeit.

Alexandra wurde mutiger und traute sich mehr. Es fiel ihr leichter, Kontakte zu knüpfen. Sie fand nun eine Freundin.

*

Am Ende der Therapie war sie als eigene Person wahrnehmbarer. Sie war ein hübsches, frisches und fröhliches Mädchen. Und sie zeigte mir stolz ihre neue Brille, eine, die sie sich *selbst* ausgesucht hatte.